



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

12 12 Abschreckungs-Theorie. 12 12



Professor: „Da siehst Du, mein Sohn, wohin der Mensch ohne Kenntnis der unregelmäßigen Verden gelangen kann.“

Ahnungsvoll.

Fräulein: „... Und wissen Sie, was mir Ihr Geschenk ganz besonders wert macht, Herr Leutnant?“

Leutnant: „Ah, kann mir schon denken; daß ich mir's sogar gegen Ultimo des Monats leistete.“

Unmaßung. 22 22



— „Sie schaut sich nach mir um; sollte ich ihr besser gefallen, als der da?“

Widerspruch.

Studiosus: „Herr Wirt, ich habe sieben Glas Bier; kreiden Sie es doch bitte an.“ — Wirt: „Ist's denn so eilig?“ — Studiosus: „Gewiß, denn ich habe nicht gern Schulden.“

Richtigstellung.

A.: „Na, wie geht's denn dem Lehmann, diesem Pantoffelhelden?“

B.: „Er schlägt sich ehrlich durch die Welt —“

A. (einfallend): „Du meinst wohl sie schlägt ihn ehrlich durch die Welt.“

Auch ein Beweis.

Studiosus (einen Brief mit einer Freimarke beklebend): „Anstand war jederzeit mein erster Grundsatz, und noch nie habe ich jemand unfrankiert — angepumpt!“

Unter Kollegen.

Malerkünstler A. (sich den Schweiß von der Stirne wischend): „So, das Ding wäre, Gott sei Dank, fertig! Jetzt heißt's nur noch, einen recht wirksamen Titel finden.“

Malerkünstler B.: „Ja, was stellt denn das eigentlich vor?“

Malerkünstler A.: „Das fragst Du mich!“

Malerkünstler B.: „Na, dann nenn's halt, Sphing'!“

Aus der Reitbahn.

Wachtmeister (zum Rekruten, der vom Pferd gefallen ist): „Natürlich Huber, es ist ja wieder frischer Sand aufgeschüttet worden!“

Seßhaft.



— „Hat der Angeklagte schon mal gefessen, Herr Aktuarus?“
— „Er hat sieben Jahre gefessen und nie gestanden!“

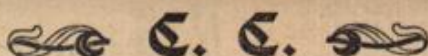
Das richtige Mittel.



In einem oberbayerischen Dorfe ist eine fürchterliche Schlägerei ausgebrochen; nichts vermag die Kämpfenden zu trennen. Der Gemeinbediener, welcher durch sein energisches Eingreifen wenigstens so viel erreicht hat, daß er zu unterst

liegt, sieht sich ebenfalls außer stande, den Frieden herzustellen, als plötzlich eine Stimme ertönt:

„Gerrgott sakra! G'rad' hat der Rußwirt frisch anzapft!“



Bon Rigaro.

Doktor Müller war lange außer Land gewesen — hier und dort. Ein dürftiger junger Gelehrter — so war er fortgezogen; ein Mann mit gesichertem Namen und behaglicher Einnahme — so kehrte er wieder.

Zunächst gönnte er sich eine wohlverdiente Ruhepause. Durch die alte, liebe Vaterstadt zu schlendern, hier einen Neubau bewundernd, dort ein trautes Patrizierhaus, ein Thor, einen Turm, an denen die Zeit nicht gerührt, wieder grüßend — das liebte er, und gab es dabei einem alten Bekannten die Hand zu drücken, so kehrte er wohl in der Dämmerung in der und jener Schänke ein, wo er als Student fröhlich gekneipt hatte und am heimischen Trunk die Kehle nun wieder einmal gemüthlich probte. Seit einigen Tagen hatte es ihn jeden Morgen zum „Löwen“ hineingezogen. Wenn es zehne ward, trieb ihn eine Art von unwillkürlicher Gewalt die lange Gasse hinauf über den Markt in die Kruggasse links, und der unsichtbare Motor, der ihm vorgepannt schien, wollte erst dann zur Ruhe kommen, wenn er in dem traulich gefästelten Raume fuß — den schäumenden Gerstensaft — vor allem aber die duftenden Frühstückswürsteln vor sich

Diese hatten es ihm angetan. Wie mit Zauberrecht. Neulich, als er einer Einladung folgend, nicht zur gewohnten Stunde zum „Löwen“ kommen konnte, war ihm der ganze Tag verdüstert — es schmeckte und behagte ihm nichts — erst am andern Morgen, als er bei seinen Würfeln saß, wollte wieder die rechte Stimmung über ihn kommen.

Die Sache ging allmählich an, ihm geradezu unheimlich zu werden. Ein paar befreundete Ärzte, denen er sein Leiden erzählte, lachten sich allerdings die Köpfe rot ob seiner originellen, bis jetzt noch in keinem Handbuch registrierten „Würstelucht“. Aber ihm selbst kam die Geschichte nur um so bedeutsamer vor. Sollte sich ein seelisches Leiden, eine Gemütskrankung, eine Manie vorbereiten? Sollte ihn, der im heißen Indien vom Tropenkoller verschont geblieben, in der frischen nördlichen Heimat so zu sagen der „Würstelkoller“ überkommen?

Welche unsichtbaren Fäden verknüpften ihn mit diesen Würsteln? Er sann und sann. Sein Vater und sein Großvater hatten ja, so viel sich feststellen ließ, die Wurst in der Faust auch nicht verachtet. Aber eine besondere Würstel-epidemie, die unter ihnen grassirt hätte und nun beim Enkel mit erhöhter Behemeng ausgebrochen wäre, ließ sich nicht feststellen. Nachdem auf seiner Seite die Quellenforschungen erfolglos geblieben, begann er sich mit der Herkunft der Würsteln zu befassen.

Er hatte bald den Metzger ermittelt, von dem sie hergestellt wurden. Eines schönen Abends — als eben die Wurst für den andern Morgen zugerichtet wurde — trat er mit freudlichem Gruß bei dem Meister ein. Er hätte vor, einen vergleichenden Aufsatz über die Volksnahrung im Osten und Westen zu schreiben. Die Wurst sei die Dattel des Deutschen, wie die Dattel die Wurst des Arabers sei. Solche gelehrte Dinge sagte er dem Fleischer, der dadurch sein Mißtrauen, er könnte es mit dem Spion eines Konkurrenten zu tun haben, verlor und sich sehr geehrt fühlte, daß er mit seinen Würsten auf so gelehrte Art im Druck erscheinen sollte.

Doktor Müller belauschte mit großem Interesse, ja mit einer gewissen lauernden Neugier die Berdegeschichte der Wurst. Aber arglos — in rosenroter Unschuld lag die Fleischmasse vor ihm auf dem Hackstock.

„Was — ein Riesenmou? — weiter soll
schmünzeln. „Hat mich aber auch ein schweres Geld
gekostet.“

Wüller betrachtete den mächtigen Baumstamm, der noch sein kerniges, rissiges, runzeliges Rindenkleid trug. Plötzlich wurden seine Augen groß und starr. Er ließ den Stod fallen und schaute wie vom Donner gerührt nach einer bestimmten Stelle an dem Baumstamm hin.

„Sollte er doch?“ murmelte der Fleischer und machte eine zweifelnde Geste nach dem Kopfe.

„Woher —“ stammelte Müller jetzt, „woher — woher haben Sie den Hackstock?“

„Den hab' ich gekauft, verstanden?“ sagte der Fleischer beleidigt. „Solche Klotze trägt man nicht hinterrücks in der Rodtasche weg!“

„Aber ich will ja Ihren Rocktaschen nicht zu nahe treten!“ rief Doktor Müller aufgeregt. „Missverstehen Sie mich doch nicht. Ich schätze Sie und Ihre Bürste und Ihre Taschen — aber wo hat der Stamm gestanden, wie er noch Baum und nicht Wursthackfloss war?“

Der Meister schüttelte den Kopf immer bedenklicher. „Im Kümmeiwäldchen draußen!“ sagte er. „Wo jetzt die Straße durchgeht — deswegen muße er weg.“

„Im Stümmelwäldchen!“ rief Müller. „Also wirklich im Stümmelwäldchen! O, es ist so! Im Stümmelwäldchen!“

„Aber was haben Sie denn?“ fragte der Fleischer.
„Sind Sie etwa krank?“

„Da sehen Sie,“ rief statt dessen Müller und deutete in höchster Erregung mit feinem Stocke auf eine Stelle in der Baumrinde, „da sehen Sie!“

Der Andre folgte seinem Begehren, konnte aber nichts auffälliges entdecken.

„Wie,“ rief Doktor Müller empört, „Sie sehen nicht? Sie sehen diese Zeichen nicht, die der gute Baum treu bewahrt hat, wenn sie auch etwas auseinander gequollen sind: C. C. — Carl und Clotilde! O Clotilde, wie kommt ich Dich vergessen, Dich, mit der ich so oft im Kimmelswäldchen gewandelt, wo ich die Anfangsbuchstaben unserer Namen in diesen treuen Stamm geschnitten! O Clotilde, wo bist Du?“

„Hier!“ ertönte es da plötzlich.

Doktor Müller fuhr herum, als höre er eine Geisterstimme. Aber was er da erblickte, sah nicht besonders geisthaft aus. Eine rundliche, von Gesundheit fast mehr als nötig strotzende Dame — sie hatte sicher ihre 2 $\frac{1}{2}$ Zentner — stand lächelnd vor ihm und streckte ihm die Hand entgegen.

„Ach,“ fing da der Fleischer zu lächeln an, „jetzt verstehe ich! Also Clotildchen, meine liebe Frau, das ist der überspannte Doktor, mit dem Du damals so eine kleine unschuldige Bekanntschaft hattest! Na, lieber Doktor, nichts für ungut! Sie sehen, ich habe mich später Ihrer verlassenen Liebe erbarmt, und 's geht ihr nicht schlecht die zehn Jahre, seitdem wir verheiratet sind, nicht wahr, Clotildchen?“

Doktor Müller startete die Lächelnde noch immer wie eine Erscheinung an. „Sie,“ stammelte er, „Sie — Sie, Clotilde? Daher diese Ahnungen bei den Würfeln!“

„Na hören Sie mal,“ sagte der Fleischer gutmütig, „nun lassen Sie bloß das Deklamieren gut sein; mir ist ganz leer im Magen vor Lachen! Kommen Sie lieber rein, und essen Sie mit uns ein Paar Wiedersehungs-Ahnungswürstel — Sie vergangener Aufkünftiger von meiner Gegenwärtigen!“

Vor der table d'hôte.

Gast (zum andern, der als großer Esser bekannt ist):
„Lieben Sie Spargel?“

— „Außerordentlich; ich freue mich schon auf diesen Mittag!“

— „Sehr angenehm zu hören, da werde ich heute lieber auf meinem Zimmer speisen.“

Ha.

Maler: „Ist die gnädige Frau bereit, mir jetzt zu sitzen?“

Hausmädchen: „Nein, sie meint, sie sähe heut zu an-
gegriffen aus.“

Malcr: „Nacht nichts, da legen wir etwas mehr Farbe auf.“ — Hausmädchen: „Das hat die gnädige Frau schon längst selbst getan!“

Druckfehlertausel.

(Aus einem Roman.)

... Und der Sohn blickte nicht ohne Bangen auf seinen sehr bestimmten Vater ...

Gerechte Entrüstung.

„Sie haben den Herrn Müller wohl nicht mehr zum Freund?“

„Na, was nützt mich 'n Freund, der nie pumpen kann? Das Gleiche besorgt mir auch jeder Feind!“

Boshaft.

„Heute habe ich zu Hause aber mal ordentlich über das Essen raisonniert?“ – „War Deine Frau ausgegangen?“

Mißverständnis.

Gausfrau: „Aber, Anna, ich hoffe, daß ich von jetzt ab keinen Liebhaber mehr bei Ihnen Abends in der Küche finde.“

Dienstmädchen: „Keinen mehr? Gewiß nicht, gnädige Frau, ich hab' schon an dem einen genug.“

Geflügeltes Wort.



Die Gans, während sie gemodelt wird:

„Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von guten Tagen.“

Konsultation.

Arzt: „Also wo haben Sie die Schmerzen?“

Patient: „In der Magenregion. Wenn ich dagegen drücke, habe ich furchtbare Schmerzen.“

Arzt: „So! Na, dann drücken Sie doch nicht dagegen!“

Frech.

Herr: „Machen Sie um Gotteswillen, daß Sie mit Ihrem verstimmtten Leierkasten weiterkommen!“

Orgelspieler: „Oho, tun Sie doch nicht so, als ob Sie in Ihrem ganzen Leben nichts wie Wagner'sche Opern gehört hätten!“

Aus- und Einfall.

Baumeister: „Dieses Jahr habe ich einen Ausfall von mindestens tausend Talern!“

Freund: „Da ist Dir wohl wieder alles eingefallen?“

Wirksam.

„Ach, sind Sie ein glücklicher Mensch! Ihre Frau hat nie Migräne, ist nie nervös, kurz, immer gesund!“

„Sehr einfach! Sobald sich bei ihr etwas zeigt, lasse ich mir sofort von meinem Schwiegervater, dem reichen Sanitätsrat, für sie ein Mittel auf eine Reichsbanknote verschreiben!“

Sinnspruch.



Ob das Duell denn auch was frommt?
Da fliegt aus dem Pistolenröhrchen
Das arme, schwer gekränkte Ehrchen
Und Keiner weiß, ob's wieder kommt!

Sicheres Zeichen.

Mutter: „Glaubst Du, daß der Assessor es ernsthaft meint, Bertha?“

Tochter: „Ich glaube ganz bestimmt, er lacht ja immer bei Papas Witzen.“

Gewählt ausgedrückt.

Herr (zu Jemand, den er als Hausknecht engagieren will): „Was waren Sie denn früher?“

Knecht: „Ich? Hm — Diener bei den Kühen!“

Logisch.

Mutter: „Aber Emma, warum weinst Du denn so bitterlich?“

Tochter (die wegen Liebchaft vom Vater einen Verweis erhalten): „Daß ich (den Herrn Rechtsanwalt künftig soll links liegen lassen!“



Nr. 32.

Sonntag, den 17. Februar 1905.

20. Jahrgang

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Mit Ihren Lügen und Heucheleien werden Sie mich nicht überzeugen“, sagte Dagobert, ihm einen verächtlichen Blick zuwerfend. „Sie thäten besser, auf die Kündigungsfrist zu verzichten und Haus Eichenhorst noch heute verlassen.“

„Und wer entschädigt mich dafür, wenn ich meine contractlich mir zugesicherten Rechte fahren lasse, um Ihnen einen Gefallen zu erzeigen?“ brauste der alte Mann auf. „Sie natürlich nicht, deshalb sehe ich auch nicht ein, warum ich Ihnen den Gefallen erzeigen soll! Im Gegentheil, ich werde bleiben, wenn der gnädige Herr die Kündigung zurücknimmt, was nur ein Akt der Gerechtigkeit wäre.“

Dagobert gab keine Antwort, er wandte ihm den Rücken und ging mit raschen Schritten in den Park hinein.

Am Eingange des Herrenhauses begegnete Jakob ihm.

„Baron Kurt ist soeben fortgeritten“, sagte er leise, „er war nachsichtswillig, und ich glaube, daß sein Besuch dem Förster gilt.“

Dagobert erschrak; er ahnte augenblicklich die Ursache dieses Jornes.

„War die Kammerjose der Baroness vorher bei ihm?“

„Sie hatte eine lange Unterredung mit ihm.“

„Dann weiß ich, was seine Wuth gewedt hat. Lassen Sie augenblicklich ein Pferd satteln.“

„Um Gottes willen, Herr Baron folgen Sie ihm nicht!“ bat der Kammerdiener voll ernster Besorgniß. „Sie sind aufgeregt, Sie hassen ihn ohnedies, es gibt ein Unglück, wenn Sie in dieser Stimmung mit ihm zusammentreffen. Der Förster ist nicht der Mann, der sich alles bieten läßt, er wird sich schon zu verteidigen wissen, Sie machen die Sache nur noch schlimmer.“

Dagobert mußte zugeben, daß der alte Mann recht hatte; im Grunde genommen konnte ja auch sein Oheim dem Förster kaum einen Vorwurf machen; es war besser, wenn er sich nicht hineinmischte.

„Lassen Sie mir das Pferd satteln, ich werde zur Stadt reiten“, sagte er nach kurzem Nachdenken; dann stieg er die Treppe hinauf, um sich umzukleiden.

Als er bald darauf in das Wohngemach seiner Mutter trat, empfing ihn dort heller Jubel, denn Hermann Steinfeld und Leontine kamen Hand in Hand ihm entgegen; frohbewegt stattete er ihnen seinen Glückwunsch ab.

Leontine hatte freudig ihr Jawort gegeben, ohne lange Bedenkzeit sich auszubitten; sie erwiderte die Liebe Hermanns, der Rittmeister war glücklich, und die Baronin nahm an dem Glück des Brautpaares innigen Antheil.

Dagobert mit seiner inneren Unruhe paßte nicht in diesen Kreis, das fühlte er bald, überdies mußte er auch das Versprechen einlösen, das er dem Grafen Morray gegeben hatte.

Als ihm gemeldet wurde, daß sein Pferd bereit sei, brach er auf.

Baronin Adalgunde versuchte ihn zum Bleiben zu bewegen, sie mußte ihn gehen lassen, als er sich darauf berief, daß Graf Morray ihn erwarte.

„Wer ist dieser Graf Morray?“ wandte die Baronin sich zu ihrem Freunde, als Dagobert sich entfernt hatte. „Ich höre diesen Namen schon heute Mittag an der Tafel; Dagobert sprach von ihm, wie von einem vertrauten Freunde, den er morgen mir vorstellen will.“

„Ich kenne ihn nicht näher“, antwortete der Rittmeister, „aber wenn Du es wünschst, werde ich Erkundigungen über ihn einziehen.“

„Ich wünsche dies allerdings, denn es ist mir keineswegs gleichgültig, mit wem mein Sohn verkehrt. Ich hege die ernste Befürchtung, daß mein Schwager immer noch gegen uns intrigirt; will er Dagobert verderben, so findet er leicht dazu ein Werkzeug, das er dazu benutzen kann.“

„Dagobert ist nun auch älter und auch verständiger geworden.“

„Aber in manchen Dingen ein Kind geblieben, Hans; den Menschen, die er nicht kennt und die es verstehen, ihn für sich einzunehmen, kommt er mit dem größten Vertrauen entgegen.“

„Er sollte meinen Rath befolgen und eine Reise antreten“, sagte Hermann; „diese steten Reibereien mit dem Vormunde taugen nichts.“

„Ich habe ihm die Verbindung Dagoberts mit seiner Cousine vorgeschlagen“, warf der Rittmeister ein.

„Und ich weiß nicht, ob ich diesen Vorschlag billigen soll“, sagte die Baronin kopfschüttelnd; „mein Schwager würde dann immer noch eine gewisse Herrschaft hier ausüben.“

„Die Reise ist jedenfalls das Beste“, erwiderte Hermann.

„Das Beste wäre es jedenfalls“, bemerkte der Rittmeister, wenn man auf gefählichem Wege die alberne Bestimmung des Familiengesetzes nicht umstoßen könnte.“

„Wie die Dinge augenblicklich liegen, ist das unmöglich“, antwortete der Advokat. „Könnte es geschehen, würde ich die Klage bereits eingeleitet haben. Notar Tellenbach geht noch weiter, er ließ mir gegenüber die Aeußerung fallen, man wisse nicht mit voller Sicherheit, ob der aus der Verschollenheit Heimgekehrte auch wirklich der Baron Dagobert von Darboren sei. Ein Abenteuerer könnte drüben seine Aehnlichkeit mit dem Baron entdedt und sich ihm angefreundet haben, dann sei es ihm sicherlich nicht schwer gefallen, die ganze Vergangenheit dieses Herrn kennen zu lernen und nach dem Tode Dagoberts habe er den Plan gefaßt, die Rolle desselben hier zu spielen.“

„Und diese unsinnige Behauptung will er vor Gericht wiederholen?“ fragte seine Schwester; „er könnte sich damit nur lächerlich machen.“

„Sage das nicht, Adalgunde; wenn der Notar diese Erklärung vor dem Gerichte abgibt, dann wird er vorher auch Material gesammelt haben, um sie zu beweisen. Jedenfalls würde er uns viel Arbeit machen; es ist nicht so leicht, wie Du glaubst, einen Gegenbeweis zu liefern, der Angreifer hat immer einen Vorsprung.“

„Durch käme er damit doch gewiß nicht“, sagte der Rittmeister.

„Wahrscheinlich nicht, aber es würde ein langer Prozeß werden. Haben unsere Gegner ihn endgültig verloren, so können sie auf die Familienbestimmungen zurückgreifen und von dem Erben den Beweis verlangen, daß seine Ehre drüben fleckenlos geblieben ist.“

„Gütiger Himmel, welche Aussichten für die Zukunft eröffnest Du uns?“ sagte die Baronin, in deren Augen der Zorn ausblitzte. „Ich glaube denn doch, daß Du allzu schwarz malst; sind die zwei Jahre verstrichen, so wird mein Schwager schon im Hinblick auf die öffentliche Meinung nicht wagen, meinem Sohne das Erbe länger vorzuhalten.“

„Er wird alles aufbieten, um dieses Erbe zu behalten“, erwiderte Hermann an seiner Brille rüttelnd, „ich bin fest davon überzeugt, und die Rathgeber, die er hat, werden ihn in diesem Voratz bestärken, weil sie selbst nur dadurch gewinnen können. Ich gehe noch weiter, ich lasse sogar die Möglichkeit gelten, daß man dem Erben den Flecken auf seiner Ehre beweisen wird. Unsere Gegner haben Zeit genug, und schlechte Subjekte gibt es überall, man kann Zeugen erkaufen, die einen Meineid schwören, und wenn diese aussagen, Baron Dagobert habe drüben eine ehrlose, verbrecherische Handlung begangen, wenn sie diese Aussage durch Scheinbeweise bekräftigen, dann —“

„Dann müssen sie auch beweisen, daß er wegen dieser Handlung zu einer entehrenden Strafe verurtheilt worden ist“, unterbrach seine Schwester ihn erregt.

„Das werden sie freilich nicht können, aber es gibt drüben eine Lynchjustiz —“

„Brechen wir dieses unerquidliche Thema ab“, fiel der Mittler dem Advokaten in die Rede, „kommt Zeit, kommt Rath, werden gerüftet sein, wenn der Gegner uns angreift.“

Auch Leontine bat, das Thema fallen zu lassen, das nur Verwirrung hervorrufen könnte, aber trotz der scherzhaften Anfechtungen, die ihr Vater nun erzählte, um die Stimmung wieder zu heben, wollten an diesem Abend die Wolken von den Stirnen der Baronin nicht mehr verschwinden.

14. Kapitel.

Graf Morray wartete bereits auf Dagobert, als dieser eintrat. In Eis gekühlter Champagner stand auf dem Tische, das Souper war bestellt, die Karten lagen auf der Console unter dem Spiegel.

„Wie bleich Sie sind!“ sagte der Graf theilnehmend, während er dem Freunde die Hand drückte. „Sind das noch die Nachwehen der vergangenen Nacht, oder haben Sie wieder einen Strauß ausgekostet?“

Dagobert fuhr mit der Hand über die Stirn und ließ sich in einen Sessel nieder, er nahm das Glas, das der Graf ihm gereicht, und trank es auf einen Zug aus.

„Der Ausbruch des Sturmes steht nahe bevor“, erwiderte er, „ich fürchte ihn nicht für mich, aber für eine junge Dame, die meinem Herzen nahe steht.“

„Ah, Sie sind verliebt?“

„Es ist meine erste Liebe, Herr Graf; haben Sie auf diesem Felde Erfahrungen gemacht, so werden Sie meinen Aerger und meine Besorgnisse zu würdigen wissen.“

Graf Morray spielte nachlässig mit seinem Vorgnon, sein Blick ruhte lauernd auf dem blassen Antlitz Dagoberts.

Aus dieser Erklärung darf ich wohl den Schluß ziehen, daß die junge Dame Ihnen nicht ebenbürtig ist?“ sagte er.

„Was nennen Sie ebenbürtig? Sind es nur diejenigen, denen bei der Geburt ein adeliges Wappen in die Wiege gelegt wurde?“

„Um, im allgemeinen wird in unseren Kreisen an diesem Grundfeste festgehalten; ich für meine Person bin von solchen Vorurtheilen frei.“

„Würden Sie ein junges Mädchen zur Gattin nehmen, das in jeder Beziehung, nur nicht in diesem einen Punkte Ihnen ebenbürtig ist?“

„Wenn ich es liebte, ohne Bedenken!“

„So denke ich auch.“

„So denken auch andere“, fuhr der Graf fort, während er von einer Cigarre die Spitze abschneidete. „Ihr Vormund wird Ihnen doch in dieser Angelegenheit nichts mehr zu sagen haben?“

„Nein“, erwiderte Dagobert, „aber er betrachtet sich noch als Haupt der Familie, und als solches wird er sich berechtigt glauben, mir diese Heirath zu verbieten. Ich würde nichts danach fragen, wenn ich nur Mama auf meiner Seite hätte.“

„Ja, ja, in diesem Punkte sind die Mütter sehr eigensinnig“, scherzte der Graf; „meine Mama war es auch. Oh bien, Sie müssen Ihren Weg consequent verfolgen; was ein thatkräftiger Mann will, das kann er auch, und mit dem Unabänderlichen wird Ihre Frau Mama sich schließlich auch befreunden.“

„Hoffentlich“, nickte Dagobert, der sein Glas abermals geleert hatte und nun mit einem leichten Kopfschütteln die ihm angebotene Cigarre ablehnte.

„Sie ist nicht so stark, wie die, welche Sie gestern geraucht haben.“

„Mag sein, aber ich muß dennoch danken, ich werde heute nicht mehr rauchen!“

„Bon, wie Sie wollen! Wir werden sogleich soupieren und dann ein kleines Jeu machen; ich hoffe, daß Ihnen das Glück heute günstiger ist.“

„Mir liegt wenig daran!“

„Sie wünschen doch nicht zu verlieren?“

„Das gerade nicht, aber —“

„Glück in der Liebe, Unglück im Spiel; vielleicht denken Sie daran?“

„Ich besitze ja noch nicht einmal Gewißheit, ob ich Glück in der Liebe habe.“

„Sie haben sich noch nicht erklart?“ fragte der Graf erstaunt. „Weshalb zögern Sie damit? Einen Korb haben Sie doch ganz gewiß nicht zu befürchten?“

„Wissen Sie das so sicher?“

„Bah, Sie sind jung, ein schöner, stattlicher Mann und reich, welche Dame könnte Ihnen widerstehen?“

„Die Dame könnte einen anderen lieben —“

„So kommen Sie diesem anderen durch Ihre Erklärung zuvor, und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, die Dame wird sich noch sehr befinden, ob sie jenem anderen den Vorzug geben soll. Darf man den Namen der Glücklichen erfahren?“

Es lag ein stechender, lauernder Ausdruck in dem Blick, der diese Worte begleitete. Dagobert erinnerte sich an die Verurtheilungen Theodores und an die Warnungen des Rittmeisters; das Mißtrauen gegen den Grafen begann in seiner Seele zu erwachen.

„Ich bewahre dieses Geheimniß so lange, bis ich die Dame meine Braut nennen darf“, sagte er mit ruhiger Entschlossenheit.

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als heimliche Liebe, von der niemand was weiß“, trällerte Graf Morray, der eine neue Flasche entfortte. „Ich glaube, daß ich das Geheimniß einer solchen Liebe bewahren und an Hochzeit nicht denken würde. Die Ehe ist das Grab der Liebe, theurer Freund, angenehmer finde ich es, von Blume zu Blume zu flattern.“

„Das sind Geschmacksachen“, erwiderte Dagobert achselzuckend, „ich kenne nur die reine, wahre Liebe, die auch nicht das kleinste Fleckchen auf der Ehre der Geliebten duldet und nur im Glück des anderen Theiles das eigene Glück findet.“

„Man hört, daß Sie die Frauen noch nicht kennen, mein Lieber“, spottete der Graf, während er mit einem boshaften Lächeln den blauen Rauchwölkchen seine Zigarre nachschaute. „Sie würden anders über sie urtheilen, wenn Sie in dieser Beziehung einige Erfahrungen gemacht hätten. Ohne diese Erfahrung sieht man in jedem schönen Mädchen einen Engel, in der Regel wird man erst dann enttäuscht, wenn die Rose zu spät ist. Die Rosenketten werden dann eiserne Fesseln, die man mit Ach und Weh durchs Leben mit schleppt.“

„Sie scheinen ja sehr trübe Erfahrungen gemacht zu haben“, sagte Dagobert, nun auch einen spöttischen Ton anschlagend. „Wollen Sie denn nie in den Hasen der Ehe einlaufen?“

„Niemals.“

Der Kellner trat ein, um die Tafel zu decken, einige Minuten später begann das Souper, das auch Dagobert in eine heitere Stimmung versetzte.

Die Speisen wurden vortrefflich gewählt und vorzüglich zubereitet, der feurige Sekt trug das feine dazu bei, den Aerger in Vergessenheit zu bringen.

Graf Morray plauderte von seinen Reisen und Erlebnissen — das Mißtrauen gegen ihn schwand allmählich wieder.

Nach dem Souper pries der Graf seinem Freunde einen Liqueur an, den er auf allen Reisen mitzunehmen und von dem er nach jeder Mahlzeit ein Gläschen zu nehmen pflegte.

Er holte einen kleinen Kasten aus seinem Schlafzimmer, der mehrere Fläschchen enthielt; Dagobert bemerkte nicht, daß beim Einschenken die Flaschen vertauscht wurden, er trank den Liqueur und mußte gestehen, daß derselbe sehr wohlschmeckend war.

Dann begann das Spiel, Graf Morray betrieb es mit vornehmer Gleichgültigkeit, Dagobert, der von Anfang an in Verlust war, fühlte bald die Leidenschaft erwachen.

Das Blut wallte heiß in seinen Adern, er fühlte eine Unruhe in seinem Innern, die er nicht bewältigen konnte.

Die scheinbar harmlosen Bemerkungen des Grafen stachelten ihn nur noch mehr zur Fortsetzung des Spieles an, es galt ihm für Ehrensache, sich jetzt nicht zurückziehen, der Graf sollte nicht glauben, daß der Verlust ihn ärgere.

Graf Morray bot ihm abermals ein Gläschen Liqueur an, er selbst trank auch ein, Dagobert nahm es an und wurde in der Folge nur noch erregter.

Fortsetzung folgt.

Kleines Feuilleton.

Durch die Krankheit des Prinzen Eitel-Friedrich ist ein Potsdamer Geschäftsmann recht empfindlich geschädigt worden. Er ist der Inhaber eines Kellers, der in einem Hause der Schloßstraße, unmittelbar neben dem Rabinettshaus gelegen ist. Er betreibt darin einen Bierverlag mit Viktualiengeschäft und Speisewirtschaft und erfreute sich bisher einer zahlreichen Kundschaft. Um nun die Ruhe des erkrankten Prinzen nicht zu stören, wurde die Schloßstraße zuerst nur für den Wogenverkehr gesperrt. Als aber eines Tages einige Leute sich direkt unter dem Fenster des Krankenzimmers laut unterhielten, wurde auf Veranlassung der Kaiserin die Schloßstraße auch auf der Seite, auf der das Rabinettshaus liegt, für den Fußgängerverkehr gesperrt. Der Geschäftsführer des Händlers lag nun inmitten dieser Sperre, und die Folge davon war, daß die Kunden des Händlers nur nach besonderer polizeilicher Erlaubnis zu ihm kommen konnten. Sie blieben bei dieser Kontrolle schließlich fast ganz aus, so daß der Geschäftsmann eines Tages eine Einnahme von 20 A hatte. Eine Beschwerde bei der Polizei hatte den Erfolg, daß ihm gesagt wurde, er müsse sich schon aus Patriotismus die Sperre gefallen lassen. Da er aber nicht gut auf die ihm entgangene Einnahme verzichten kann, will er jetzt weitere Schritte thun, um für den Ausfall Schadenersatz zu erhalten. Wir denken schreibt die „Berl. Volksztg.“, daß ihm ein solcher Schadenersatz ohne weiteres zu Theil werden wird und muß.

In der Maskenleihanstalt. Ein unterhaltendes Schauspiel ist es, in diesen Tagen in einer Berliner Maskengarderobe vorzusprechen und sich das Publikum und die Wünsche zu betrachten, die es dort äußert. Solche Garderoben gibts in allen Stadttheilen, die altbekannten sind meist in der Friedrichstraße; auch in der Leipziger- und Potsdamerstraße sind ihrer eine ganze Anzahl. Meist sind diese Maskenleihanstalten mit den Ateliers verbunden, die Theaterkostüme liefern, und diese erreichen oft einen großen Umfang; da hängen in Schränken hunderte von Kostümen auf Lager, und das Schneideratelier, das damit verbunden ist, beschäftigt eine ganze Anzahl Personen. Andere wieder sind leibschneider; sie haben draußen an der Straßenfront einen rothen Zettel „Maskengarderobe“ vor die Fensterheben gellebt und ein paar möglichst bunte, goldglänzende kostümierte Puppen in die Fenster gestellt, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen. Wenn wir eintreten, so plaudert ein Mitarbeiter der „Nöln. Zt.“, empfängt uns der Geruch von staubigen Pappschachteln, alten Stoffen, von Kramper und bordierten Röcken mit Goldblitzen. Gleich am Eingang steht eine schneidige Ritterrüstung mit Helm, derartig funkelnd, daß man sich in ihr spiegeln kann. Der Berliner Jüngling, der in sie hineinkriecht, wird merken, daß seine Vorfahren mit so viel Gewicht beladen, nicht getanzt haben. Der Inhaber oder die Inhaberin des Geschäfts empfängt uns höflich und fragt nach unsern Wünschen. Wir äußern uns und man gibt uns zur Auswahl das Trachtenbuch, das auf dem Tische liegt, und in dem hunderte von Kostümen mit Angabe von Maß und Preis verzeichnet sind. Während wir darin blättern, kommt eine dicke Person herein mit Haaren von unbestimmtem Blond, und in dem Alter, wo man noch entschieden gefallen will. „Ich möchte als Rautendelein jehn“, äußert sie. „Aber ohne Kranz — nur mit offene Loden!“ — „Rautendelein? Ich glaube, da wird nichts mehr vorrätig sein. Wollen Sie nicht lieber ein Gretchenkostüm?“ — „Ne, doch! Die ollen Gretchen, det hat man längst satt. Wat Modernes! Et is ja auch von wegen des Haars!“ erklärt sie selbstbewußt, indem sie ohne weitere Aufforderung den Hut abnimmt und den Glanz ihrer Loden zeigt. Die führende Dame lockt sie in den hintern Raum, wo Damen Kostüme anprobieren können, und zeigt ihr einige Loreleigewänder. Ein Jüngling tritt herein und wünscht seinen Zeitgenossen als Mikado zu imponieren. Er hält vor allem auf kriegerische Abzeichen. „Mit zwei Schwertern, hören Sie.“ — „Haben wir alles! Sie müssen dann den Kopf ganz kahl rasiren und einen Pops anbringen. Auch der Schnurrbart muß weg!“ Damit ist jener nicht einverstanden. Er verzichtet auf den Mikado und läßt sich nach längerem Zaudern einen Landsknecht aufreiden, der auch wohlfeiler ist. Denn die japanischen Kostüme sind, wenn sie aus guten Stoffen sind, nicht billig; 10—12 A verlangt das Institut; ein Landsknecht ist schon für 6 A zu haben. Eine andere Dame will sich der staunenden Mitwelt als Titania enthüllen; da aber ihre Taille einen Umfang hat, der das übliche Maß bei weitem übersteigt, rath ihr die Vermietherin ab. Das könnte zu einer Liquidation des Elfenreichs führen, wenn Titania von diesem Gewicht üblich würden. „Aber, Fräulein, da haben Sie nun richtig 'n Fettsack auf die spanische Jade gekriegt. Und id habe Ihnen doch so jesagt, Sie soll'n sich 'n Bisten in acht nehmen!“ Diese Mahnung wird an eine Carmen gerichtet, die ihr Kostüm

zurückbringt, und die offenbar mit ihrem Joss belegte Stullen gegessen hat, ehe sie sich umgebracht haben. Carmen, ein kleines freches Ding von 18 Jahren, macht sich nichts daraus; sie trallert, nicht Disette, aber Paul Linde'sche Melodien vor sich hin. „Ich bin die Josephine von die Heilsarmee!“ Im allgemeinen sind die romantischen und Phantasieostüme immer noch sehr beliebt; ferner hat der Berliner eine unverwundliche Vorliebe für das alpine Kostüm. Es ist der höchste Genuß für Herrn Lehmann oder Herrn Kulide, sich als Zillerthaler Bua anzuthun und mit allem Aufwand seiner schrilltönenenden Stimme „Zuhul!“ zu schreien, bis er heiser wird. Wer das nicht zu würdigen weiß, hat keinen Sinn für Kunst. Verächtlich sind ferner auf Maskenbällen die venetianischen Nobili, die mit ihren Dolschen in vorgerückter Stimmung auf die Kellner eindringen und dadurch diesen harmlosen Geschöpfen einen nicht geringen Schrecken einjagen. Alle diese und ähnliche Dinge bietet die Maskengarderobe in Menge, die am besten zeigt, wie amüsant der Mensch wird, wenn er sich anstellt, einmal aus seiner altgewohnten Haut zu fahren.

Eine Rivalin der großen Therese. Eine 16jährige Schwindlerin, die es vielleicht noch weiter gebracht haben dürfte, als Frau Therese Humbert, wenn ihr nicht der Untersuchungsrichter hinter die Schliche gekommen wäre, bildet jetzt den Gegenstand verschiedener Kommentare in den Brüsseler Salons. Henriette N., Tochter der Schließerin einer Gemeindefchule, war unter dem Namen Henriette Ney de Pierre in einem großen Hotel Brüssels abgestiegen. Dort installirt wandte sie sich an ein Heirathsbureau, um eine reiche Ehe abzuschließen. Der Agentur sagte sie, sie sei die Nichte eines der ersten Advokaten Belgiens und eines Richters am Kassationshof. Sie habe, sagte sie, eine Million Mitgift, da aber ihre Eltern verschwenderisch gelebt und ihr persönliches Vermögen vergeudet hätten, und die reichen Onkels ihnen nicht beistehen wollten, mußte ihre Mutter eine Stelle als Pförtnerin an einer Schule annehmen. Um ihre Ansagen zu bekräftigen, zeigte sie eine Reihe falscher Briefe des vermeintlichen Onkels. Das Heirathsbureau ließ sich bethören und fand auch bald einen Bräutigam in dem hochangesehenen Marquis Lionel de B. Dieser kam persönlich aus Paris nach Brüssel und stieg in demselben Hotel ab, wie die Schwindlerin, die sich im Beisein einer Tante vorstellte. Diese Tante war einfach eine obsture Majorswitwe, die sich zu dem Spiel hergab. Wie dem auch sei, die Verhandlungen nahmen einen günstigen Verlauf und die Vermählung stand bevor. Da kam es aber dem Bräutigam sonderbar vor, daß man ihn niemals den beiden Erbkasseln vorstellen wollte. Er witterte einen Schwindel und kehrte nach Paris zurück. Nun kam das Heirathsbureau hinter die Geschichte und erstattete gegen Henriette N. Strafanzeige. Wie kam das 16jährige Mädchen dazu, eine solche Schwinderei zu inszenieren? Ihre Mutter hatte 9000 Frks. belgische Staatsrente. Henriette überzeugte die Mutter davon, daß, wenn sie diese Gelder nicht in Titel an porteur umwandelte, sie in der Stadt keine Pension als Schulpförtnerin erhalten würde. Die Mutter beauftragte ihre Tochter, diese Operation zu besorgen. Henriette verjubelte das Geld in fideler Gesellschaft, und, um das Geld wiedergzugewinnen, versuchte sie andere Schwindereien.

Weiteres von einer Ministerkrisis. Während der letzten Ministerkrisis in Dänemark erzählte man sich gar manche lustliche Anekdoten, die theilweise verbürgt sein sollen und wohl auch wahr sein könnten. Im Marineministerium bemühte sich im allerersten Stadium der Krise ein Mann um einen Botenposten. Der bereits wankende Minister hörte davon und ließ den Mann rufen, um ihn in seiner jovialen Weise folgendermaßen abzufertigen: „Glauben Sie wirklich, daß man im Ministerium so ohne weiteres einen Boten entläßt, um für einen anderen Platz zu machen? Nein, mein Freund, aber kommen Sie nach acht Tagen wieder, dann wird vielleicht ein Platz für einen Minister frei sein!“ Das neue Ministerium suchte, wie der „Bost. Ztg.“ aus Kopenhagen geschrieben wird, als Minister des Auswärtigen Amtes einen Mann, der in erster Linie hinreichend repräsentativ sein sollte, außerdem aber, wenn möglich, wie das Ministerium freisinnig. Die Wahl war schwer. Da aber entsann man sich eines hochwohlgeborenen Grafen, Kammerherrn und Hofsägermeisters von dem die Sage ging, er solle kürzlich sich fast freisinnig ausgesprochen haben. Ein Ciltelogramm erreichte den nichts ahnenden Grafen auf seinem Landgute, und mit Hilfe seines Automobils fand er sich wenige Stunden später in dem so weit bereits fertigen Kreise der neuen Minister ein. Der Ministerpräsident fragte ihn kurz und gut: „Sind Sie Freisinniger?“ worauf die Antwort des nun mit einem Male die Situation überschauenden, in seinem Herzen konservativen Grafen lautete: „Ja, seit etwa einem halben Jahre.“ Ministerpräsident: „Gut. Wollen Sie mein Minister des Auswärtigen sein?“ Graf: „Mit Vergnügen.“ Zur weiteren Qualifizierung des Grafen zum frei-

künftigen Minister führt ein ministerielles Blatt an, er besitze „nicht weniger als neun vollständig montierte Schlösser.“ Der letzte Kultusminister war bekanntlich ein Rüster vom Lande, ein Umstand, der der hohen Geistlichkeit niemals ganz recht war. Nun aber avancierte der Rüster-Minister gar zum Ministerpräsidenten, so daß man sich nach einem neuen Kultusminister umsehen mußte. Der König unterhielt sich mit einem Bischof hierüber und sagte gütig: „Ach, Herr Christensen war ein so tüchtiger Minister und ein netter Mensch. Sie, lieber Bischof, sind gewiß auch betrübt ihn als Kirchenminister verlieren zu sollen?“ worauf der Bischof, der wohl wußte, daß er und seine Freunde sich keine Hoffnungen auf das Portefeuille machen durften, nicht ohne bittere Ironie geantwortet haben soll: „Nun ja, Majestät, aber es sind ja noch 1100 andere Rüster im Lande.“ Der neue Finanzminister ist von Figur klein, so daß er, auf einem gewöhnlichen Stuhle sitzend, mit den Beinen in der Luft baumelt. Da erzählte man nun, Excellenz sollen sich dazu entschlossen haben, die erste „Reform“ — natürlich eine Ersparnis- und Reduktionsmaßregel — seinem Ministerstuhle angeheften zu lassen, nämlich eine entsprechende Kürzung der Stuhlbeine.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

„Aus fremden Zungen“. Halbmonatsschrift für die moderne Litteratur des Auslandes, herausgegeben von Richard Schott. — Verlag Dr. jur. Demder, Berlin R. 15, Fasanenstraße 39. Preis vierteljährlich (6 Nummern) M. 3. Das soeben erschienene 2. Heft der Zeitschrift „Aus fremden Zungen“ enthält eine fesselnde Novelle „Der reiche Onkel“ von Epektor. Auch sonst ist das hübsch ausgestattete Heft reich an interessanten Beiträgen. Außer der Fortsetzung des polnischen Romans „Der verlorene Sohn“ enthält es noch eine Skizze „Ein letzter Akt“ von dem Franzosen G. Guevillier, vier Sonette von Gabriele d'Annunzio und eine Reihe fesselnder illustrierter Essays über Ellen Key, Julio Dantas und das portugiesische Theater usw..

Geldsächliches.

— Preisaus schreiben für Damen, 10,000 M. für das Jahr 1905. Millionen deutscher Kinder essen die Kuchen so gern, welche mit Detters Backpulver gebacken sind und jede intelligente Mutter wird dafür sorgen, daß stets solch ein Kuchen auf dem Tische steht, nicht als ein Luxusgebäck, sondern als das am besten beförmliche Nahrungsmittel für den jugendlichen Körper. Um nun die besten Rezepte, welche von den Damen zu Kuchen, Biddings usw. benutzt werden, kennen zu lernen, hat der Unterzeichnete für das laufende Jahr 10,000 M. ausgesetzt. Jede Dame (Hausfrau, Fräulein, Köchin oder Mädchen) welche sich an diesem Preisaus schreiben beteiligen will, wird um ihre genaue Adresse gebeten, damit die näheren Bedingungen zugesandt werden können. Bedingung ist, daß zu den verschiedenen Back- und Kochversuchen nur die echten Fabrikate von Dr. Detter ausprobiert werden. In allen besseren Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz sind Dr. Detters Backpulver (Budin), Dr. Detters Bidding-Pulver zu haben. Alles Nähere theilt mit Dr. A. Detter, Bielefeld, Institut für Küchenchemie

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Lannstr. 4

Rheinisch-Westf.

Handels- und
Schreib-Lehr-Anstalt,

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründl. Ausbildung für den kaufm. Beruf
Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz,
Stenographie, Maschinen- und Schönschreiben.
Tag- und Abendkurse.

Prospekte gratis und franko. 6397

Aufgaben und Räthsel.

Citatenträthel.

Wenn man aus jedem der nachstehenden Sätze das richtige Wort nimmt, so entsteht ein Citat von Schiller.

1. Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen.
2. Schuler bleib bei deinem Vessien.
3. Wir sitzen so fröhlich beisammen, und haben einander so lieb.
4. Sie teite wohnen auf der Menschheit Höhen.
5. Wer die Wahl hat, hat die Qual.
6. Gedanken sind zollfrei.
7. Doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit.
8. Pandgraf, werde hart.
9. Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.
10. Ich sah die Nacht in Deines Herzens Raume.
11. Man soll sich nicht an Kleinigkeiten stoßen.
12. Jeder ist sich selbst der Nächste.
13. Unter Larven die einzig fühlende Brust.
14. Es sind gar wunderbare Sachen.

Arithmogryph.

Die Zahlen sollen durch Buchstaben ersetzt werden, so daß Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben, nach richtiger Ordnung der Wörter, ein Drama von Ibsen nennen.

- 8 . 4 . 16 . 16 = Komponist.
4 . 11 . 3 . 4 = Oper von Verdi.
1 . 2 . 8 . 9 . 2 = Ort in Westfalen.
2 . 10 . 10 . 2 . 9 = Stadt im Rheinlande.
3 . 8 . 2 . 10 . 3 . 2 . 9 = Stadt in Sachsen.
5 . 2 . 9 . 2 . 8 . 4 . 7 = Militärischer Rang.
6 . 2 . 8 . 9 . 11 . 9 . 11 = Bildhauer.
7 . 2 . 9 . 6 . 4 . 15 . 1 = Maler.
3 . 2 . 11 . 10 . 12 . 2 . 8 = Gebirge in Hannover.
2 . 7 . 11 . 10 . 4 . 6 . 2 . 12 . 1 = Mädchenname.
4 . 7 . 13 . 14 . 11 . 9 . 11 . 13 . 14 = Metall.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Kapselräthsel.

Gedeihen, Mannschaft, Schicht, Glücksfahne, Sammelrui, Almachtigkeit, Wendekreis, Schweinebraten, Freiheit, Agnes, Eisenbrunnen, Schauspieler.

Sein Schicksal ruht in deiner eignen Brust.

(Schiller).

Rebus.

An fremden Fehlern erkennt man die eigenen.

Zuschneide-Akademie von Marg. Becker,

Wiesbaden, Mauergasse 15, I.

Bester akadem. Unterricht im Zuschneiden, Maßnehmen u. Anfertigen sämtl. Damen- u. Kinder-Garderoben. Einrichten von Kostümen u. Schnittmustern nach Maß.

Garantiert wirkl. fachm. akad. Ausbildung

3. Direktorin und selbstständigen Schneiderinnen. 9715.

Auch Kurse f. d. Hausgebrauch. Beste Referenzen a. all. Kreisen

Wegen Umzug verlaufe sämtliche noch auf Lager befindlichen

Kleider-Büsten

zu jedem annehmbaren Preise.

Akad. Schule, Bahnhofstraße 6, Stb. 2.
Ab 1. März Pilsenplatz 1a, 2.



Nr. 41.

Freitag, den 17. Februar 1905.

20. Jahrgang

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Endlich konnte die Fahrt fortgesetzt werden. Sobald der Wagen die Stadt verlassen hatte, richtete der Staatsanwalt eine Menge Fragen an den Verwalter, um sich über die Verhältnisse in Haus Eichenhorst zu unterrichten.

Der Notar warf selten ein Wort ein, er hörte wohl daß der Schreiber sich bemühte, den Verdacht zu beweisen, den er auf Baron Dagobert gelenkt hatte, es sprach so viel Haß aus diesen Bemühungen, der Notar ließ ihn schwagen, es lag ja in seinem Interesse, wenn der Verdacht geglaubt und verfolgt wurde.

In Haus Eichenhorst fanden sie alles in Aufregung, das Dienstpersonal stieg treppauf, treppab, der Arzt war am Lager des Verwundeten, Baronin Adalgunde sollte in Krämpfen liegen, Baroness Theodora hatte Dagobert verteidigt und infolge dessen mit ihrer Zuse einen furchtbaren Wortstreit gehabt.

Der Staatsanwalt und der Justitiar wurden in das Arbeitszimmer des Barons geführt.

„Fehlt von den Bewohnern dieses Hauses niemand?“ war die erste Frage, die der Staatsanwalt an den Kammerdiener richtete.

„Herr Baron Dagobert von Darboren“, lautete die Antwort.

„Baron Kurt lebt noch?“

„Ja wohl, unser Hausarzt befindet sich seit einer Stunde bei ihm.“

„Sobald der Herr Doktor das Krankenzimmer verläßt, lasse ich ihn um eine kurze Unterredung bitten.“

„Sehr wohl, ich werde den Herrn hierher führen“, erwiderte Jakob. „Befehlen die Herren sonst noch etwas?“

„Ich wünsche zu wissen, wann Herr Baron Dagobert Haus Eichenhorst verlassen hat“, sagte der Notar.

„Kurz bevor der Verwundete gebracht wurde“, antwortete der Kammerdiener zögernd und mit einem vorwurfsvollen Blick.

„Sagen Sie uns die volle Wahrheit“, nahm der Staatsanwalt das Wort; „war der Herr Baron erregt? Wie lange weilte er hier seit dem Augenblick, wo er aus dem Walde zurückkehrte, und hat er in dieser Zeit mit jemand gesprochen?“

„Erregt? Ja, das war er, aber nicht wie jemand, der ein Verbrechen begangen hat. Man merkte ihm an, daß er sich geärgert hatte, und Anlaß zum Ärger gab es für ihn hier immer genug. Er ging sofort in sein Zimmer und soviel ich weiß, hat er mit niemandem geredet, nach einer Viertelstunde läutete er, um den Befehl zu geben, daß ein Pferd gesattelt werde.“

„Wem gab er diesen Befehl?“ fragte der Staatsanwalt.

„Mir.“

„War der Verwalter schon zur Stadt gefahren, und berichteten Sie das dem Herrn Baron?“

„Ja, ich sagte es ihm, er mußte ja wissen, daß der Kutscher nicht anwesend war.“

„Und was antwortete er darauf?“

„Nichts, er ging hinunter und sattelte selbst das Pferd, dann ritt er fort.“

„Nahm er Gepäck mit?“

„Nichts.“

„Sagte er Ihnen, wohin er reiten und wann er zurückkehren wollte?“

„Nein.“

„Es ist gut“, sagte der Staatsanwalt, „verschäumen Sie nicht, den Arzt hierher zu führen, sobald er seinen Patienten verläßt.“

„Halt, noch eins!“ befahl der Notar. „Nahm Baron Dagobert ein Jagdbüchse mit?“

„Nein.“

„Wo ist die Büchse, mit der er im Walde war?“

„Wahrscheinlich in seinem Zimmer.“

„Führen Sie mich hin“, sagte der Notar, dem Staatsanwalt, der zustimmend nickte, einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend.

Der Kammerdiener folgte ihm hinaus; sie stiegen geräuschlos die Treppe hinauf.

„Ich habe wohl befürchtet, daß auf den jungen Herrn der erste Verdacht fallen würde“, sagte der Kammerdiener leise, „aber es ist undenkbar, daß dieser Verdacht begründet sein könnte.“

„Undenkbar?“ fragte der Justitiar. „Sie sprachen da ein großes Wort gelassen aus, mein Vetter; haben Sie schon die Szenen alle vergessen, die zwischen den beiden Herren vorgefallen sind? Denken Sie nicht mehr an die Drohungen, die Baron Dagobert seinem Onkel ins Gesicht schleuderte? Sie wissen davon jedenfalls mehr, als Sie verrathen wollen, und nun behaupten Sie, es sei unmöglich, daß der leidenschaftliche junge Herr diese unselige That begangen haben könne? Wie kommt es denn, daß Sie den Verdacht vorausgesehen haben?“

„Weil ich weiß, daß er hier viele Feinde hat, die nur danach trachten, ihn zu verderben“, sagte Jakob, während er die Thüre öffnete die in das Zimmer Dagoberts führte. „Gedulden Sie sich einen Augenblick, ich werde eine Kerze anzünden.“

„Sie plaudern nur nach, was er selbst Ihnen vorgeschwatzt hat“, spottete der Notar. „Baron Dagobert hatte hier keine Feinde, er selbst schuf sie sich dadurch, daß er sich den Verhältnissen nicht anbequemen wollte, die nun einmal nicht zu ändern waren.“

Das Licht flammte auf, der Kammerdiener stellte die Kerze auf den Tisch, neugierig blickte der Notar sich in dem einfach ausgestatteten Zimmer um.

Er hatte die Jagdbüchse bald entdeckt, sie stand neben dem Schreibtisch; eine andere Schußwaffe befand sich nicht in dem Zimmer.

„Es ist eine Büchse aus dem Gewehrschrank des gnädigen Herrn“, sagte Jakob, als der Notar die Waffe ergriff. „Baron Dagobert nahm sie immer mit, wenn er in den Wald ging.“

„Wird hat er wohl nie aus dem Walde mitgebracht?“

„Er sprach oft von einer Treibjagd, die er veranstalten wollte.“

„Aber er selbst schoß kein Wild“, spottete der Notar, indem sein forschender Blick über die Papiere schweifte, die auf dem Schreibtisch lagen. „Wozu dienste da die Büchse?“

„Herr Notar, ich bitte Sie dringend, nicht so rasch zu urtheilen“, sagte der Kammerdiener, und seine bebende Stimme bekundete tiefere Erregung. „Was Sie auch glauben mögen, verschweigen Sie es und warten Sie das Resultat der Untersuchung ab; ein Verdacht ist rasch ausgesprochen, kann man ihn später nicht beweisen, so ladet man den Vorwurf der Verleumdung auf sich.“

„Ich fürchte nicht, daß ich mich diesem Vorwurf aussetzen werde“, erwiderte der Notar achselzuckend; aber da in diesem Moment die Thüre geöffnet wurde, so brach er ab, um den starren Blick auf die Baronin zu heften, die, hoch aufgerichtet mit todesbleichem Gesicht eintrat.

„Ist mein Sohn noch nicht zurück?“ fragte die Baronin.

„Wünschen Sie seine Rückkehr nicht!“ warnte der Notar, „ich für meine Person hoffe, daß er die Grenze bereits hinter sich hat.“

„Wollen Sie damit sagen, daß nur er die That begangen haben könnte?“ sagte sie scharf und der zornflammende Blick, der bei diesen Worten aus ihren dunklen Augen ihn traf, bewog ihn, bestürzt zurückzutreten. „Haben Sie schon Scheinbeweise, auf die Sie die falsche Anklage stützen können?“

Der alte Herr erhob mit einer trogigen Miene das Haupt, auch aus seinen Augen blühte jetzt der Zorn.

„Sie beleidigen mich ohne Grund, gnädige Frau“, erwiderte er; „ich erhebe keine Anklage und suche auch nicht nach Beweisen, aber meine Pflicht ist es, die Interessen Ihrer Familie zu wahren. Sie werden selbst zugeben müssen, daß der erste Verdacht nur auf Baron Dagobert fallen kann, er ist der einzige, der an dem Tode Baron Kurts ein Interesse hat; die Wahrheit dieses Verdachts zu ermitteln, ist ebenfalls meine Pflicht, und nichts soll mich abhalten, diese Pflicht zu erfüllen.“

Baronin Abeldunde wandte ihm den Rücken, ohne eine Antwort zu geben; sie trat zu dem Kammerdiener, der in der Fensternische stand.

„Hat der Arzt schon sein Gutachten abgegeben?“ fragte sie.

„Noch nicht, gnädige Frau.“

„Wenn es geschehen ist, so berichten Sie es mir sofort. Wissen Sie mit Sicherheit, wo mein Sohn zu finden ist?“

„Nein, der Herr Baron hat keine Mittheilung darüber hinterlassen.“

„Jrgend jemand muß zur Stadt“, fuhr sie ungeduldig fort, „mein Sohn soll unverzüglich hierher kommen, um dem Verdacht, der auf ihm ruht, entgegen zu treten.“

Der Notar nahm mit einer Verbeugung Abschied und ging hinaus; ein hastiger Zug umguckte seine Lippen.

„Sie glauben selbst an diesen Verdacht, von dem sie ihn reinigen will“, murmelte er, „sie denkt nicht daran, ihn zur Heimkehr aufzufordern.“

Er trat mit der Büchse in der Hand in das Arbeitszimmer, in dem der Staatsanwalt ihn erwartete.

„Da haben wir die Waffe!“ sagte er.

Der Staatsanwalt nahm die Büchse in Empfang und betrachtete sie, er blickte in den Lauf, in den er mit dem Finger leicht hineinfuhr.

„Der Pulverschleim ist noch feucht“, versetzte er, „aus der Büchse ist vor kurzem geschossen worden.“

„Baron Dagobert hat die Büchse stets mitgenommen, wenn er in den Wald ging“, erwiderte der Notar, „aber niemals brachte er ein Stück Wild mit.“

Der Eintritt des Arztes unterbrach das Gespräch, er begrüßte die beiden Herren und legte eine Kugel auf den Schreibtisch.

„Es ist mir gelungen, die Kugel zu finden und aus der Wunde zu entfernen“, sagte er, „ich hoffe, sie wird zur Entdeckung des Mörders beitragen.“

„Des Mörders?“ fragte der Staatsanwalt. „So ist der Herr Baron nicht mehr unter den Lebenden?“

„Das wohl, aber ich fürchte, er wird es nicht lange mehr sein. Die Kugel hat edle Theile verletzt, ein Bluterguß wird voraussichtlich plötzlich eintreten und das Leben beenden.“

„Ist er bei voller Besinnung?“

„Augenblicklich — ja.“

„Hat er Ihnen Mittheilungen gemacht?“

„Nein, er nannte einmal den Namen Dagobert, ohne eine Bemerkung daran zu knüpfen.“

„Würden Sie mir erlauben, einige kurze Fragen an ihn zu richten?“ sagte der Staatsanwalt.

„Halten Sie das im Interesse der Untersuchung für durchaus notwendig.“

„Gewiß.“

„Auch dann noch, wenn ich Ihnen sage, daß diese kurze Unterredung den Tod des Patienten herbeiführen kann?“

„Es handelt sich vor allen Dingen darum, den Thäter so rasch wie möglich zu ermitteln“, erwiderte der Staatsanwalt ernst, „hängt das Leben des Verwundeten, wie Sie sagen, nur an einem dünnen Faden, und haben Sie bereits die Hoffnung es zu erhalten, aufgegeben, dann dürfen keine Rücksichten mehr obwalten, Herr Doktor.“

„Run wohl“, sagte der Arzt nach kurzem Nachdenken, „ich werde Sie begleiten, aber ich vertraue darauf, daß Sie sich auf die nothwendigsten Fragen beschränken und Aufregungen möglichst zu vermeiden suchen.“

Der Staatsanwalt folgte ihm, sie traten in das Schlafgemach des Barons, in dem sie Theodore am Bette des Vaters fanden.

Der Arzt flüsternte der Baroness einige Worte zu, sie erhob sich und verließ leise das Zimmer.

Der Staatsanwalt trat an das Bett, sein Blick ruhte prüfend auf dem bleichen Antlitz des Verwundeten.

„Fühlen Sie sich im Stande, einige Fragen zu beantworten?“ sagte er.

„Fragen Sie nur“, erwiderte der Baron.

„Nur keine Aufregung!“ warnte der Arzt.

„Haben Sie die Person gesehen, die auf Sie geschossen hat?“

„Nein.“

„So wissen Sie auch nicht —“

„Das ist eine andere Frage“, unterbrach der Baron ihn, und ein Blick des Hasses zuckte dabei aus seinen Augen, „ich hörte gleich nach dem Schuß ein höhnisches Lachen, es war das Lachen meines Neffen.“

„Des Herrn Baron von Darboren?“

„Ja wohl. Er hatte schon vorher in Gegenwart des Verwalters und einiger Arbeiter die Büchse auf mich angelegt, und hier im Hause wird jeder Ihnen die Gründe nennen können, die meinen Tod meinem Neffen wünschenswerth machen.“

„Genug!“ sagte der Arzt. „Ich muß Sie bitten, Herr Staatsanwalt, dieses Verhör zu beenden.“

„Und ich wiederhole nochmals, daß ich meinen Neffen als den Thäter betrachte!“ versetzte der Baron mit scharfer Betonung, „ich kenne keine andere Person, die ich dieser That fähig halten könnte.“

Der Staatsanwalt nickte befriedigt, es unterlag für ihn nun keinem Zweifel mehr, daß Baron Dagobert der Thäter war.

Er sprach das dem Notar gegenüber unverhohlen aus, und die Entdeckung, daß die Kugel genau in den Lauf der Büchse paßte, konnte den Verdacht nur bestätigen.

Von einem Verhör des Personals konnte unter diesen Verhältnissen Abstand genommen werden, der Staatsanwalt zog an der Glockenschnur, er mußte ziemlich lange warten, bis der Kammerdiener eintrat.

„Ich werde morgen mit dem Herrn Untersuchungsrichter wiederkommen“, sagte er in befehlendem Tone, „sorgen Sie, daß das gesamte Dienstpersonal zur Stelle ist, ebenso die Arbeiter, die heute Nachmittag im Walde beschäftigt waren.“

„Und der Förster?“ warf der Notar ein.

„Ja wohl, auch der“, fuhr der Staatsanwalt fort. „Achten Sie darauf, daß nichts geschieht, was den Thatbestand verdunkeln und die Untersuchung erschweren könnte; ich werde jeden, der irgend etwas in dieser Weise unternimmt, als Mithschulbigen betrachten.“

„Seien Sie unbesorgt“, erwiderte Jakob ruhig, „uns allen, — die Hofe des gnädigen Fräuleins vielleicht ausgenommen, liegt daran, daß die Wahrheit an den Tag kommt, keiner von uns kann an die Schuld des Herrn Baron Dagobert glauben.“

„Eben diese Zweifel, die jeder Begründung entbehren, könnten Sie zu unbesonnenen Handlungen verleiten, denen bittere Reue auf dem Fuße folgen würden. Und nun frage ich Sie noch einmal, wissen Sie, wo Baron Dagobert augenblicklich ist?“

„Nein.“

„Denken Sie nicht, daß Sie durch eine Lüge ihn vor der Verhaftung schützen werden, ich werde noch in dieser Nacht den Telegraphen spielen lassen, Sie erzeugen ihm nur einen Gefallen, wenn Sie es möglich machen, daß die Verhaftung in aller Stille erfolgen kann.“

„Ich kann Ihnen keine andere Antwort geben“, sagte Jakob mit ernster, sorgenvoller Miene, „der Herr Baron hat, so viel ich bemerkte, nichts von hier mitgenommen, an seine Flucht glaub' ich nicht. Er war gestern und vorgestern Abend ebenfalls in der Stadt, aus der er spät heimkehrte, ich bin überzeugt, er wird auch in dieser Nacht heimkommen.“

Fortsetzung folgt

Denkspruch.

Wir betrügen und schmeicheln einander durch so feine Kunstgriffe, als uns selbst.

Schopenhauer.



Meine Flucht von Sachalin.

Nach Aufzeichnungen Konstantin Pawlowstschs
von Franz Treller.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Barin, wir müssen fliehen, oder sie bringen Dich um, komm', ich sage Dir alles später.“

Ich war zu allem bereit. Nur fort, fort aus diesem Grabe.

„Ich habe Dir Kleider mitgebracht.“

Er überreichte mir einen mit Pelz gefütterten Rock, Hose und Mütze.

Eilig warf ich den Sträflingsanzug ab, in einem Nu war ich trotz der Dunkelheit umgekleidet.

„Komm', aber leise.“

Wir passierten einen gedeckten Gang, eine bereits geöffnete Tür und standen im Freien unter dem Sternenhimmel. Einsam alles ringsum.

Die frische Luft, sie war kalt genug, belebte mich wunderbar.

„Wohin, Stepan?“ Beim Sternenlicht erkannte ich, daß er ähnlich gekleidet war wie ich.

„In den Wald zum Meere, Gott wird schon helfen.“

Wohlan, zu fürchten hatte ich nichts, ich konnte nur einen raschen Tod für einen langsamen umtauschen.

Wir schritten rasch in den Wald, der sich zwischen Alexandrowsk und dem Meere hinzieht.

„Wird man uns verfolgen?“

„Vor morgen sicher nicht. Dein Wärter ist betrunken und ich hatte keinen, ich schlief im Keller des Gouvernementshauses, wo ich arbeitete.“

Er erzählte mir, während wir durch den Wald schritten, daß er alsbald nach seiner Ueberführung zur Desnung des in Unordnung geratenen Schlosses eines eisernen Gelschranckes aufgefördert worden sei, woran die Kunst des dortigen Schlossers scheiterte.

Stepan hatte erklärt, dazu müsse er sich erst Werkzeuge anfertigen und man hatte ihm die Mittel dazu gegeben.

„Ich habe dabei auch für uns gearbeitet, Barin,“ sagte er lachend, „Du hast's gesehen.“

Er brachte sehr zur Zufriedenheit des Gouverneurs das Kunststück fertig, das kompliziert gearbeitete Schloß des Schranckes zu öffnen und mußte dann alle Tür- und Fensterverschlüsse, alle Klinkelzüge ausbessern.

„Hierbei vernahm ich, wie die Beamten sich erzählten, daß der Sträfling, der Sr. Excellenz so frech am Kohlenbergwerk geantwortet habe, nach der Bastion gebracht worden sei — ich konnte diese aus dem Fenster sehen — und dort wohl nicht lange leben werde. Da dacht' ich, es sei Zeit mit Dir davonzulaufen.“

Man sperrte mich Nachts im Keller ein, aber durch das Kellerloch konnte ich leicht ins Freie kommen und so war ich jede Nacht draußen. Als ich wußte, daß Du auf der Bastion siehst, spähte ich die Gelegenheit aus und bereitete alles zur Flucht vor. Dein Wärter, das wußte ich bald, kam jede Nacht schwer betrunken nach Hause.

Aber ich hatte auch noch sonst Glück, ich traf einen aus dem Innern entflohenen Sträfling, einen Tschuktischen und wir verständigten uns. Er will übers Meer, er versteht sich darauf, und mit ihm wollen wir zusammen das Festland erreichen. Ich habe ihm aus des Gouverneurs Vorrat eine Büchse verschafft, die er notwendig brauchte, um leben zu können und er ist sehr dankbar.“

Ich war mit allem einverstanden, nur fort und lebendig nicht zurück.

„Die Anzüge stammen wohl auch aus dem Vorrat des Gouverneurs?“

„Ja, Barin, ich habe sie entliehen wie die Büchse, wir wollen sie ihm wiederschicken.“

Nach einiger Zeit trafen wir an einer Straßenkreuzung einen Mann, der uns zu erwarten schien. Es war der gleich uns entflozene Tschuktische.

Er sprach genügend russisch, um sich mit uns verständigen zu können.

Unter seiner Führung legten wir eine große Strecke nach Norden zurück, bis wir endlich bei einem verfallenen Blockhaus inmitten des Waldes Halt machten.

Der Tschuktische hatte sich hier bereits seit einiger Zeit, wie es schien, einquartiert. Er hatte trockenes Holz zusammengetragen und bald loberte ein wärmendes Feuer empor. Stepan hatte auch in des Gouverneurs Speiskammer Anleihe gemacht, denn er holte Brot, Braten und eine Flasche Budli hervor.

Ich hatte seit langer Zeit nicht so gut gespeist.

Flüchtig sah ich mir im Feuerschein nur den gelben Tschuktischen an, er war ein untersehter, energisch aussehender Mann, dann suchte ich erschöpft das Lager, das uns Stepan an einer vor Wind sorgfältig geschützten Stelle, mit den Wägenmitteln, die der Tschuktische angeschafft, zubereitet hatte.

Ich schlief ein, schlief unter Gottes freiem Himmel.

Was komme — komme.

Als ich erwachte, war es längst Tag.

Das Feuer brannte und verbreitete Wärme, wir saßen behaglich, Stepan und ich, geschützt vor dem Sturm, der draußen vorüberjagte und Schneeflöden vor sich hertrieb.

Der Tschuktische war schon früh mit der Büchse gegangen, um einen Bären zu erlegen, dessen Lager er entdeckt hatte.

Ich war so glücklich, wie seit langer Zeit nicht. Ich wußte wenig von Sachalin, aber doch so viel, daß es möglich war, die Meerenge an schmaler Stelle mit einem Boote zu kreuzen. War der Tschuktische der Mann, es zu führen, desto besser.

Stepan und ich sprachen von der Heimat; an die Sindernisse, die uns von ihr trennten, dachten wir nicht.

Noch vor Dunkelwerden kam der Sibiriate zurück. Er hatte richtig den Bären erlegt, brachte dessen Pranken und Decke und große Stücken Fleisch mit.

Die Pranken wurden gebraten und gaben ein Abendbrot ab, um das uns ein König beneiden konnte.

Der Wind hatte sich gedreht und mit dem hier so jähen Temperaturwechsel Wärme und Regen gebracht.

Als ich am andern Morgen erwachte, hatte es aufgehört zu regnen; der Schnee war verschwunden.

Der Tschuktische, Tusa war sein Name, forderte uns auf, den Weitermarsch anzutreten. Wir mußten, äußerte er, noch weiter nach Norden hinauf, um mit Aussicht auf Erfolg über das Meer zu setzen. Ich wußte, daß er Recht hatte und vertraute mich seiner Führung um so lieber an, als er Jäger war und gewiß auch mit dem Boote umzugehen verstand. Was den Mann nach Sachalin geführt hatte, war mir gleichgültig, wir waren Gleichgestellte, Sträflinge und Flüchtlinge.

Wie Stepan wußte, befand sich der Tschuktische schon drei Jahre auf der Insel, war beim Straßenbau im Innern beschäftigt worden und hatte erst jetzt Gelegenheit gefunden, zu entfliehen. Sein zufälliges Bekanntwerden mit Stepan ward ihm von Nutzen wie uns.

Wir beluden uns mit den Resten des Bärenfleisches und traten unter Tusas Führung den beschwerlichen Weitermarsch an.

Ueberraschend wie immer trat Kälte ein und der durchweichte Boden wurde rasch fest, wir konnten besser auschreiten.

Wir bewegten uns immer noch im Walde, nicht selten offene Plätze durchquerend und Bäche überschreitend.

Bald schnitte es auch wieder, doch Tusa verstand es trotzdem, die Richtung inne zu halten. Gegen Abend verließen wir den Wald bei klarem Wetter. Rechts zeigten sich hohe, finstere Berge, links das Meer, das große Eisschollen trug.

Des Tschuktischen scharfes Auge erkannte am Meeresufer eine Niederlassung von Wilsaken, den Eingeborenen der Insel, dort mußten also auch Boote sein.

Bei den Kizjaken Unterkunft für die Nacht zu suchen, war nicht ungefährlich, denn diese Leute lebten in Angst vor den Russen und mochten auch nicht selten von Flüchtlingen heimgesucht werden, die nicht freundlich gegen sie waren. Wir beschloßen dennoch, auf die Hütten zuzugehen. Eine leichte Schneedecke lag über dem Boden.

Wir hatten erst eine kurze Strecke zurückgelegt, als des Sibiriaten forschendes Jägerauge landeinwärts Kosakenlanzen entdeckte, die sich vom Schnee abhoben. Kosaken? Suchten sie uns, oder besser gesagt mich? Denn der Herr Gouverneur sah mich gewiß ungern seiner Fürsorge entzogen.

Was beginnen?

Die Kosaken mußten auch uns erblickt haben, denn sie setzten sich erkennbar in raschere Gangart.

Tusa lächelte verächtlich.

„Sie müssen weit umreiten,“ sagte er, er kannte diesen Teil der Küste, „es ist ein Fluß zwischen uns mit reißendem Wasser und steilen Ufern.“

„Was rätst Du zu tun?“

„Wir nehmen einen Kahn und gehen auf das Meer, es ist ruhig, wie Du siehst.“

Er hatte kaum ausgesprochen, als es von Norden her heransaupte und Wellen und Treibeis vor sich herdrängte. Duster war der nördliche Horizont, duster und drohend.

Kein Zweifel, einer der furchtbaren Stürme, deren Heimat der Ochotskische Meerbusen ist, brauste heran auf mächtigen Schwingen.

Schon nahte auch die Nacht.

Gespensfisch tanzten die Schollen auf und nieder, unheimlich zischte es um uns her.

„Zurück zum Walde.“

Wir wandten uns — am Ufer her von Süden kommen uns Kosaken entgegen, die uns den Weg zum Walde abzuschneiden drohen.

(Schluß folgt.)



Warum der Regierungsrat nicht heiratete.

„Betrachten Sie meine Frage nicht als mäßige Neugier, Herr Regierungsrat,“ sagte Frau Professor Edlinger, zu ihrem Tischnachbar. „Aber wir kennen uns jetzt schon eine geraume Zeit, und ich habe mich immer im stillen gewundert, warum Sie nicht heiraten. Sie sind ein Mann in den besten Jahren, gesund, lebenslustig, haben, soviel ich weiß, ein hübsches Vermögen und außerdem eine angesehenen und einträglichen Stellung. Ich kenne verschiedene junge Damen, die gar nicht abgeneigt wären, ihren Familiennamen zu opfern und sich dafür Frau Regierungsrat Märker zu nennen.“

„Warum ich nicht heirate, fragen Sie?“ gab der Angeordnete zur Antwort. „Das ist allerdings eine Gewissensfrage, die ich nicht jedem beantworten würde. Aber Ihnen gegenüber, gnädige Frau, will ich offenherzig sein und Ihnen einen kleinen Vorfall erzählen, der mich ein für allemal von meinen Heiratsgedanken geheilt hat. Vor einigen Jahren befand ich mich, wie heute, in einer größeren Gesellschaft. Als zur allgemeinen Abfütterung geblasen wurde, suchte ich die mir vom Gastgeber zur Tischnachbarin bestimmte Dame auf und führte Sie in den Speisesaal. Aus Zufall, oder sagen wir aus Unachtsamkeit trat ich auf die Schleppe einer am Arm eines Herrn dicht vor uns gehenden Dame. Diese drehte sich schnell mit einem bitterbösem Blick um, und war augenscheinlich im Begriff, mir eine verletzende Bemerkung wegen meiner Ungefehrlichkeit zu machen, aber plötzlich änderte sich ihr Gesichtsausdruck, und sie sagte in verbindlichem Tone und mit einem lebenswichtigen Lächeln: „Entschuldigen Sie mein Herr, ich wollte gerade ärgerlich werden. Ich glaubte nämlich, mein Mann hätte mir auf die Schleppe getreten.“ Sehen Sie gnädige Frau, ich war damals drauf und dran, den großen Schritt zu wagen, aber dann überlegte ich mir die Sache und sagte mir im stillen, wenn die Damen sich über ihre eigenen Gatten so viel schneller ärgern, als über fremde Herren, was hat das dann für einen Zweck, Ehemann zu werden? Und so bin ich Junggeselle geblieben, gnädige Frau.“

„Sie sind ein unverbesserlicher Mensch, Herr Regierungsrat,“ sagte Frau Professor Edlinger und nahm sich eine zweite Portion Eis.

Kaffee.



Eine königliche Ranne. Als Ferdinand VII. von Spanien zum ersten mal als Herrscher nach Barcelona kam, konzentrierte man die allgemeine Freude und Befriedigung in einer Corrida (Stiergefecht). Dasselbst lebte ein Espada (Stierfechter), der sich durch besondere Gewandtheit und Unererschrockenheit auszeichnete. Eines seiner Hauptkunststücke bestand darin, daß er dem gegen ihn anrennenden Stier den Fuß zwischen die Hörner setzte und, von diesem abgestoßen, einen Purzelbaum über das Tier schlug. An jenem Tage hatte er auch dieses Akrobatenstück ausgeführt, der König sah es aber nicht, weil er sich gerade zu seiner Begleitung umwandte. Der allgemeine stürmische Applaus sagte ihm, daß etwas Besonderes vorgefallen, und auf sein Befragen beschrieb man ihm den kühnen Streich. Das Wagnis schien dem sportkundigen Monarchen so groß, daß er Zweifel über das Gekörte ausdrückte. Er ließ daher dem Matador sagen, daß zehn Goldstücke sein eigen sein würden, wenn er den Sprung noch einmal produzierte. Der Fechter meinte aber, es sei unmöglich, den Stier zweimal auf dieselbe Weise zu überlisten und bat um die Erlaubnis, bei einer späteren Corrida seine Kunst vor den allerhöchsten Augen zu wiederholen. Allein es war der letzte Stier, welcher für jenen Tag verfügbar war, und spanische Könige sind nicht gewohnt, sich abschlägig bescheiden zu lassen. Der moderne Nero ward erbozt und befahl dem Matador bei seinem königlichen Zorn, das Stückchen zu wiederholen. Dieser meinte zu seinen Kameraden, er wisse, daß ihn sicherer Tod erwarte und sagte ihnen ein hastiges Lebewohl. Dann ging er dem Stier entgegen, setzte zum Sprunge an und — lag im nächsten Momente mit aufgerissener Leibe sterbend am Boden. Der König aber triumphtierte, man hatte ihm den Beweis, daß der Sprung möglich, nicht geliefert und — er hatte seine zehn Goldstücke gespart.



Die unrichtige Güterverteilung. Sozialist: „Die Güter sind in dieser Welt unrichtig verteilt, das muß geändert werden. Hoffentlich stimmen Sie mir bei, mein Fräulein?“
Fräulein Schöne: „Aber natürlich. Ich finde es geradezu abschrecklich, wie der Reichtum unter den Menschen ungerecht verteilt ist. Alle hübschen jungen Männer sind arm. Reich sind nur die mit Podagra geplagten Witwer und alte, verschrampelte Junggesellen.“

Die Verwandtschaft. A: „Ich habe nur sehr entfernte Verwandte.“

B: „Wieso? Sind Ihre nächsten Verwandten alle gestorben?“

A: „Nein, aber sie sind alle reich geworden.“

Monde Amoristico.

Schnellbauten. Schulze: „Haben Sie das neue Postgebäude Ecke der Friedrichstraße gesehen? Das ist innerhalb vier Wochen fit und fertig gebaut worden.“

Müller: „Das ist doch gar nichts. Als ich heute morgen ins Kontor ging, wurde in der Alexanderstraße mit dem Fundament einer Mietskasernen begonnen, und heute abend, als ich zurückkam, wurden schon die ersten Miether wegen rückständiger Miete ermittelt.“

Charivari.



Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:

Ordnung hilft Haus halten.